

Klub der wilden Gäule

Artenschutz Biologen bereiten Przewalski-Pferde aus europäischen Zoos auf ein Leben in Freiheit vor. Lohnt sich die teure und schwierige Rückführung der Tiere in die asiatische Steppe?



Przewalski-Pferde in der Mongolei

Die Pferde griffen sofort an, als der Border Collie auf der Weide auftauchte. Sie stürmten auf den Hund zu, kesselten ihn ein. Neun gegen einen – der Collie hatte keine Chance.

„Der Hund zwickte eines der Pferde noch in die Nase“, erinnert sich Anne Berger. Dann trollte sich der Eindringling.

Berger, Biologin am Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung in Berlin, ließ den Rüden absichtlich zu den Pferden – um das „Feindvermeidungsverhalten“ zu prüfen, wie sie erklärt. Das Ergebnis des Experiments: Die Przewalski-Pferde aus Liebenenthal in Brandenburg tragen die Wildnis noch in ihrem Herzen.

„Die alten Instinkte funktionieren“, sagt Berger; das freut die Wissenschaftlerin, denn es bedeutet, dass die Pferde wissen, was zu tun ist, wenn ein Wolf kommt. Nicht ganz unwichtig fürs Überleben. Denn den Stuten aus dem „Wildpferdgehege und Haustierpark Liebenenthal“ am Rande der Schorfheide nördlich von Berlin könnte tatsächlich eine Begegnung mit dem Raubtier drohen.

Sie sind Teil des Europäischen Erhaltungszuchtprogramms für Przewalski-Pferde. Hauptziel des Artenschutzprojektes, an dem sich zahlreiche Zoos beteiligen, ist die dauerhafte Wiederansiedelung des urtümlichen Pferdes in den Steppen Asiens.

Rund 450 Przewalski-Pferde leben bereits wieder in der Mongolei und China. Eine weitere Pferdegruppe soll ab 2015 im Naturreservat Altyn Dala in Kasachstan Steppenluft schnuppern. Auch aus Liebenenthal ist ein Tier in der Auswahl. Stute „Rabea“ könnte im kommenden Frühjahr auf Flugreise nach Asien gehen.

Rabea ist eine herbe Przewalski-Schönheit. Besondere Kennzeichen der Art, im Zoologen-Jargon: Stehmähne, heller Schwalbenbauch und Mehltnase, dunkler Aalstrich auf dem Rücken sowie besonders dichtes Fell. „Die sind so gut isoliert, da bleibt im Winter der Schnee auf dem Hintern liegen“, schwärmt Biologin Berger.

Przewalski-Pferde sind die einzigen bis heute überlebenden echten Wildpferde. Anders als etwa die Mustangs Nordamerikas entstammen sie nicht einstigen Hausrassen. Im Freiland starben sie Ende der Sechzigerjahre aus; in Zoos und Reservaten gibt es heute rund 1900 Exemplare.

Ihre nächsten Verwandten waren einst in den Steppen Asiens und Europas heimisch. So tauchen Wildpferde zum Beispiel in steinzeitlichen Zeichnungen in der Höhle von Lascaux in Frankreich auf. Doch immer öfter legten Jäger auf die Wildpferde an. Schafe, Rinder, Ziegen machten den Tieren die Weiden streitig.

Und während das Hauspferd seinen Siegeszug antrat, gerieten die wilden Gäule

in Vergessenheit. Dass ein paar von ihnen überlebt hatten, erfuhr Europa erst, nachdem der russische Abenteurer Nikolai Przewalski 1878 Schädel und Fell eines Exemplars aus Zentralasien nach Sankt Petersburg schickte.

Schnell machte die Botschaft von der Wiederentdeckung des Tieres die Runde. Der spätere Hamburger Zoodirektor Carl Hagenbeck war es dann, der die Rückkehr des Wildpferdes nach Europa organisierte und damit das Überleben der Art sicherte. Seinen Tierfängern gelang es, einige Dutzend Przewalski-Fohlen aus der Mongolei nach Europa zu bringen. Zumeist paarweise verkaufte Hagenbeck die Wildpferde an Zoos und Pferdenarren in aller Welt. Doch viele der Tiere zeugten nie Nachkommen, oder sie mischten sich mit Hauspferden.

Nur 13 Przewalski-Pferde bildeten letztlich den Grundstock für ein Zuchtprogramm, an dem 175 Zoos weltweit beteiligt sind. Die Folge: Alle heutigen Przewalskis sind aufs Engste blutsverwandt. „Die Inzuchtgefahr ist sehr groß“, sagt die Kölner Zoologin Waltraut Zimmermann, die das internationale Zuchtbuch für das Przewalski-Pferd führt. „Geschwister- oder Vater-Tochter-Anpaarung“ dürfe man nicht zulassen, erläutert die Forscherin: „Da muss für eine Stute aus der Ukraine schon mal ein Hengst aus Deutschland her.“ Sonst



Steinzeitliche Felszeichnung*, Biologin Berger mit Stute „Rabea“: „Die Tiere müssen die Erfahrung des Notleidens machen“

drohten Erbgutmängel, die zum Beispiel zu geringer Fruchtbarkeit oder höherer Anfälligkeit für Krankheiten führen könnten.

Zimmermann stellt auch die Pferdegruppen für die Wiederansiedlung zusammen, ebenfalls zuvörderst nach genetischen Kriterien. Dabei schöpft sie unter anderem aus einem Pool von Przewalski-Pferden, die in sogenannten Semi-Reservaten leben, umzäunten Wildnisgebieten, in denen die Tiere auf sich gestellt sind und im Winter nicht gefüttert werden.

Im ungarischen Hortobágy-Nationalpark beispielsweise oder auch im französischen Reservat Le Villaret tummeln sich die wilden Pferde. Sogar rund um Tschernobyl traben Przewalskis, just in jener Zone, die von Menschen nur in Schutzanzügen betreten werden darf (Strahlenschäden haben Forscher bei der dortigen Herde bislang nicht beobachtet).

Auch das Wildpferdegehege in Liebenenthal ist Przewalski-Halbwildnis. Auf den 40 Hektar Land schossen einst SED-Funktionäre auf Rotwild. Wildpferde leben hier seit 1992; Biologin Berger beobachtete sie von Anfang an. Für ihre Diplomarbeit protokollierte die Forscherin das Pferdeverhalten „im Minutentakt“.

„Damals wussten wir gar nichts“, sagt sie, „in der Wildnis hatte die ja nie jemand erforscht.“ Wie viel Platz braucht so eine Herde, wie viel Wasser? Halten sich die Hufe selbst in Form? Wie überstehen die Tiere den Winter ohne Zufütterung? „Viele der Pferde hatten hier zum ersten Mal in ihrem Leben Gras unter den Hufen“, erinnert sich Berger. Das erste Problem: üble Bauchkrämpfe. So viel Grünfutter war ungewohnt.

Inzwischen weiß Berger mehr. Ein bis zwei Jahre dauert es zum Beispiel, bis die Wildpferde wieder gelernt haben, im Herbst genug Fettreserven für den Winter anzulegen. „Die müssen die Erfahrung des Notleidens machen, ohne geht es nicht“, sagt die Forscherin. Die Hufe wiederum bilden wegen der unregelmäßigen Futter-

versorgung Jahresringe aus. Werden sie zu lang, reißen sie „bis zum harten Winterhorn“ ein und fallen teilweise ab, berichtet Berger. Auch den Wasserbedarf der Tiere hat sie studiert. „Wasser kann in der Steppe schnell knapp werden“, sagt sie. Vielsäuerer würden da flugs zu „Wolfsfutter“.

„Wir versuchen, die Tiere auszusortieren, die im Freiland absehbar Probleme bekommen würden“, erläutert die Zoologin. Auch über die Gruppenzusammensetzung müssen die Forscher genau nachdenken. In Liebenenthal stehen derzeit nur Stuten. Sobald Hengste dazukommen, kann es kompliziert werden. „Die sind so aggressiv untereinander, die bringen sich gegenseitig um“, sagt Berger. Ein ausgewachsener Hengst pro Herde – mehr geht nicht.

Doch alle Vorbereitung garantiert noch keineswegs den Erfolg der Auswilderung. Denn die Steppe ist etwas völlig anderes als die lieblichen Weiden Brandenburgs mit ihren fetten Kräutern und ihren leuchtend gelben Löwenzahnsprengeln.

Im Westen der Mongolei etwa ist das Land meist karg und trocken. Büschel von hartem, gelbem Gras sind alles, was die Przewalski-Pferde zu fressen haben.

Seit mehr als 20 Jahren versuchen Forscher, die von den Mongolen „Takhi“ genannten Wildpferde im Großen Gobi-B-Schutzgebiet wieder anzusiedeln. Tatsächlich verlief das Projekt lange vielversprechend. 137 Wildpferde grasten bereits vor der imposanten Kulisse mongolischer Bergketten, als die Natur den Enthusiasten der „International Takhi Group“ eine Lehre erteilte. Ein besonders harter Winter raffte 2009 und 2010 fast zwei Drittel der Wildpferde dahin. Inzwischen ist ihre Zahl immerhin wieder auf 90 gestiegen.

Andere Projekte verlaufen glücklicher. Rund 300 Przewalski-Pferde leben beispielsweise etwa 80 Kilometer westlich von Ulan Bator im Hustai-Nationalpark. „Die Population gilt inzwischen als relativ gesichert“, berichtet Waltraut Zimmermann. 300 bis 500 Tiere brauche es mindestens, damit nicht ständig neue Pferde eingeflogen werden müssten.

Auf ähnlichen Erfolg hoffen die Pferdefans nun auch im Naturreservat Altyn Dala in Zentralkasachstan. Die Zoologische Gesellschaft Frankfurt kümmert sich dort schon seit Langem um die vom Aussterben bedrohte Saiga-Antilope. Jetzt wollen sich die hessischen Artenschutzler auch für die Przewalskis einsetzen.

„Das Wildpferd würde dort gut hinpassen“, sagt Zimmermann und preist die „nährstoffreichen Steppengräser“ der Region. Zunächst sechs Przewalski-Pferde sollen im nächsten Frühjahr den Flug nach Kasachstan antreten. Damit das Projekt ein Erfolg wird, müssten die Transporte allerdings über Jahre hinweg mit immer neuen Wildpferden fortgesetzt werden.

Lohnt der Aufwand? „Keine Tierart lässt sich ausschließlich im Zoo erhalten“, erklärt Zimmermann, „dort greift die natürliche Selektion nicht.“

Viele Eigenschaften ließen sich in Gefangenschaft gar nicht testen, „zum Beispiel, ob ein Pferd schnell genug ist, einem Wolf zu entgehen, oder ob es auf soundso viele Kilometer Wasser riechen kann“. Die Wiederansiedlung der Przewalski-Pferde sei schwierig und teuer, indes unerlässlich, um charakteristische Wildtier-Eigenschaften zu erhalten.

Auch Rabea aus Liebenenthal muss dann im harten Praxistest beweisen, ob sie für die Wildnis taugt. Bislang wirkt das Kleinpferd noch handzäh. Zutraulich kommt die Stute näher und schnuppert an Anne Bergers Hand. Später steht sie mit Ramyna, Viola, Maychen und den anderen aus dem Klub der wilden Gäule zusammen. Mit weichen Pferdelippen pflegen die Tiere sich gegenseitig die Fußgelenke.

Und wenn Rabea schon den ersten Winter nicht überlebt? „Sie ist eine gute Wahl“, sagt Berger, „aber die Gefahr, dass es schiefgeht, ist trotzdem groß.“ Philip Bethge



Video: Die Auswilderung der Przewalski-Pferde

spiegel.de/app192014wildpferde
oder in der App DER SPIEGEL